

Gandalöse Behandlung von Internierten in Frankreich.

Die Zeugnisse über die Roheiten, die in Frankreich gegen internierte Deutsche, Oesterreicher und Ungarn begangen werden, mehren sich. Und wenn man sich auch vor Verallgemeinerungen hüten muß, so ist ihre Zahl doch groß genug, um die moralische Erhabenheit, womit die französische Regierung jetzt ihre „Dokumente“ über die „deutschen Greuel“ der Welt vorlegt, gründlich zu kompromittieren. Einen neuen Beweis für die barbarische Behandlung Internierter finden wir in einem Briefe, den die Pariser „Humanité“ vom 5. Jänner abdruckt. Der Brief ist an nicht weniger als sechs Stellen zensuriert, aber was geblieben ist, ist schlimm genug und läßt ahnen, wie arg die Dinge sein müssen, deren Mitteilung verboten worden ist. Die Schreiberin ist eine Handelsangestellte, die in Paris geboren ist. Ihre Mutter ist eine Französin, die durch ihre Verheiratung Deutsche geworden ist. Der Vater lebt seit dreiundfünfzig Jahren ununterbrochen in Frankreich. Die Familie wurde in den ersten Augusttagen aus Paris ausgewiesen. Der Vater, ein kranker Greis, ist in einem Hospital, seine Angehörigen wissen nicht, wo. Ueber die Schicksale der Mutter, einer dreiundsiebzigjährigen Greisin, und der Tochter erfahren wir aus den Bruchstücken des Briefes folgendes: „Sie fragten mich, wie wir unsere Zeit in 3 verbringen. Ich habe ausweichend geantwortet, weil wir nicht die Freiheit haben, zu schreiben oder Briefe zu empfangen. Was die an uns gerichteten betrifft, gibt man uns verspätet einen von sechs; von denen, die wir schreiben, geht der größte Teil nicht ab, obzwar sie keine Enthüllung über unser tiefes Elend enthalten. Ich hoffe, daß Sie diese Zeilen auf dem indirekten Wege erhalten. Alle die Unglücklichen, die hier gefangen sind, trachten danach, ihre traurige Lage nach außen bekanntzugeben. Der amerikanische Botschafter allein könnte etwas für uns tun, aber niemand kann ihm schreiben, denn nicht nur passiert unsere Korrespondenz die Präsektur, sondern ein auf der Stadtpost aufgegebener Brief würde sicher schon wegen der Adresse aufgefangen werden.“

Ich will nicht erst lange über unsere Fahrt von Y (erster Internierungsort) nach 3 sprechen. Freitag morgen um 7 Uhr fuhren wir ab und blieben bis Sonntag abend 9 Uhr mit einem einzigen Stück Brot und ohne einen Tropfen Wasser. Es war verboten, unsere Viehwagen zu verlassen. Ich spreche nicht von den unterwegs erlittenen Beschimpfungen. Hier in 3 bekam jeder eine Strohhgarbe statt des Bettes. Die Stärksten, die Faustschläge austheilen konnten, erlangten mehr als ihr Teil. Für uns blieben ein paar Hände voll. Als Nahrung zwei Wasseruppen und ein Stück hartes Brot, so daß wir von 6 Uhr abends bis nächsten Mittag nichts bekamen. Seit einem Monat gibt man uns am Morgen eine dritte Wasseruppe... (Zensurstrich)... Die Gesellschaft, in der wir leben, ist dementsprechend. In Y waren es nur ehrenhafte Leute. Hier sind wir in eine Kolonie geraten, die sich aus Frauen von Saint-Lazare (dem Pariser Frauengefängnis) und bei nächtlichen Polizeistreifungen Verhafteten zusammensetzt. Es gibt auch Diebinnen unter uns. Man hat uns nicht nur einen Teil unserer Gepäcks gestohlen, sondern auch Kleider, die an uns gesendet wurden, sind nie angekommen. (Sollten die Diebe da nicht anderswo zu suchen sein als unter den Internierten selbst? D. Red.) Und was soll man von der Verwaltung sagen? Einigen, die sich Geld schicken ließen, hat man einen Teil konfisziert: 50 Franken von 100, 20 von 50 zc. Man muß im Elend bleiben... (Zensurstrich)...

Man gewährt ihnen (man kann wohl erraten, wer „sie“ sind und womit sie sich die Vergünstigungen verschaffen. D. Red.) alle kleinen Vergünstigungen, die man uns versagt: zum Beispiel am Donnerstag und Sonntag Obst zu kaufen. Und doch sind alle Kinder bei uns. Ich habe noch nicht von unseren Ausgängen gesprochen. Wir haben zwischen dem Hause der Männer und dem der Frauen einen kleinen Hof mit ein paar Bäumen. Die Hälfte des Hofes dient uns zum Spaziergang, wenn schönes Wetter ist; sonst bleibt das Wasser dort und macht den Ort unzugänglich... (Zensurstrich)... Der Speisesaal hat keine Lampe. Man nimmt das Abendessen auf dem Lagerstroh.

Dies ist in kurzem unsere Lage. Und das wird, wenn niemand eingreift, bis zum Ende so bleiben. Man stirbt hier. Neulich war es, in unserem Saale, ein unschuldiges einjähriges Kind, am Tage darauf... (Zensurstrich)... Es ist viel leichter, die Leute sterben zu lassen, als sie zu pflegen. Wir haben hier als Arzneimittel eine große Flasche Jodtinktur, Kamillen- und Lindenblütenthee. Das dient für alles. In unserem Saale allein waren wir 140 Frauen und Kinder; natürlich ohne Luft und mit zwei schlechten kleinen Petroleumlampen. Jetzt haben alle Kinder Keuchhusten. Die armen Kleinen, zusammen mit den Neugeborenen, machen uns jeden Schlaf unmöglich.“

Die Briefschreiberin hebt zum Schluß ihre französische Gesinnung hervor. Die persönlichen Umstände mögen in ihrem Falle ihr Schicksal noch weniger erklärlich machen, eine Nichtswürdigkeit bleibt die von ihr geschilderte Behandlung auch, wenn sie Frauen trifft, die weder französische Abstammung noch Gesinnung haben. Genosse Dunois bemerkt in der „Humanité“ zu dem Briefe: „Diese Skandale können nicht länger dauern. Die französische Republik muß sich endlich gerecht und menschlich zeigen.“ Offenlich wird die Veröffentlichung in der „Humanité“ den amerikanischen Konsul veranlassen, dem Appell an das Gewissen und den Idealismus der Machthaber kräftig nachzuhelfen.